

Kuriose Anfänge: Ein „Urgestein“ erinnert sich

Bruno Euen war von 1971 bis 1996 in der Heimstatt Röderhof tätig. Über das Bischöfliche Seelsorgeamt Hildesheim war er an die Einrichtung für geistig behinderte Kinder gekommen, in der er als Erziehungshelfer ein Freiwilliges Soziales Jahr ableisten wollte: „Einmal gesehen, Entschluss gefasst“, sagt Euen, der auch während des Studiums in den Semesterferien dem Röderhof treu blieb und schließlich als Musikpädagoge und -therapeut dort tätig war. Viele Erlebnisse sind für ihn unvergesslich:

Es begann in Gummistiefeln

„Als ich am 2. August 1971 mein Soziales Jahr begann, waren drei der sechs geplanten Kinder-Häuser zur Hälfte bezogen, die restlichen drei waren noch Rohbauten. Zunächst waren 25 Kinder aus dem Niels-Stensen-Haus in Hannover eingezogen, die Mädchen immer im oberen Geschoss, um sie vor Gefahren zu bewahren. Um sie vor Eindringlingen zu schützen, gab es auch keinen Hinter- oder Notausgang, sodass man immer im Blick hatte, wer das Haus betrat. Als sich die Heimstatt Röderhof nach und nach mit Leben füllte, befanden sich weit mehr als die Hälfte der Gebäude noch im Rohbau, es wurde viel improvisiert. Noch nicht fertig gestellt waren beispielsweise das Personalhaus, in das die holländischen Schwestern dennoch einzogen, die Kirche oder die Schule. Der Unterricht fand zunächst im Keller eines Kinder-Hauses statt, die Gottesdienste wurden zeitweilig im späteren Lehrerzimmer der Schule gehalten. Zudem war das Innengelände des Areals nicht befestigt, sodass es eine einzige große Matschfläche war. Alle waren in Gummistiefeln unterwegs. Die Befestigung und Bepflanzung der Außenflächen erfolgte erst 1972. Es fing also holprig, um nicht zu sagen matschig an.

Die Schwestern aus Holland

Der damalige Caritasdirektor Heinrich Schenk und die Caritas-Heimaufsicht Barbara Schmidt waren ja mehrmals nach Holland gereist, um sich über die vorbildlichen Einrichtung der Niederländer für geistig Behinderte zu informieren. Die dortigen Ordensschwestern besaßen im Gegensatz zu den deutschen viel Erfahrung in der Betreuung und Förderung von behinderten Kindern. Deshalb sollten zehn bis zwölf holländische Schwestern zur Unterstützung nach Hildesheim geholt werden. „Das klappte allerdings zunächst nicht, da Mutter Consolata, die Generaloberin der Franziskanerinnen in Oudenbusch und die wichtigste Beraterin der Hildesheimer Delegation, ihre Ordensgemeinschaft allein personell dazu nicht in der Lage sah. Schließlich schlug sie vor, je zwei ‚Franziskanessen‘ aus vier Kongregationen zu entsenden – von der Kindergärtnerin über die Krankenschwester mit Zusatzausbildung für geistig Behinderte bis hin zur Sonderschullehrerin oder zur Heilpädagogin. Das war eine einmalige Zusammenarbeit verschiedener Ordensgemeinschaften, die es bis dahin nicht gegeben hatte.

Das Dreiergestirn

Unvergessen bleibt für mich auch das Dreiergestirn, bestehend aus der Pädagogischen Heimleiterin Sr. Ignatius (sie hieß wirklich so, nicht etwa Ignatia), Verwaltungsleiter Peter Klüter und dem Geistlichen Direktor Pater van der Zanden. Bei sämtlichen Dienstbesprechungen, die im Gemeinschaftsraum der Schwestern stattfanden, trommelten sie alle Mitarbeiter – bis zum Hausmeister – zusammen. Und immer lagen Zigaretten (Lux Filter und Lord extra, gestiftet vom Caritasverband) auf dem Tisch - mit der ausdrücklichen Einladung, sich zu bedienen. Ja, es hat sich viel verändert.

Ein hartnäckiger Vater

In der ersten Planungsphase war zunächst angedacht, dass nur Kinder und Jugendliche bis zum Alter von 14 Jahren in der Heimstatt Röderhof leben sollten. Die Aufnahme von ‚Pflegefällen‘ war deshalb

nicht vorgesehen. Der Vater eines schwerstbehinderten Sohnes, der bei der Müllabfuhr beschäftigt war, kannte diese Regularien, sie lagen in allen Gemeinden aus. Er musste Werner, so der Name seines Sohnes, umständehalber in einer Art Verschlag halten, da der etwa Achtjährige auch verhaltensauffällig und aggressiv war. Der Wunsch des Vaters war es, Werner in Röderhof ein besseres Zuhause geben zu können. Er lauerte Barbara Schmidt beinahe täglich auf, um ihr das Schicksal seines Kindes ans Herz zu legen. Schließlich wurde Werner in einem Pflegehaus, das oben und unten für je eine Gruppe à vier Personen konzipiert war, aufgenommen. Als ich dann im August in Röderhof anfang, waren genügend Mitarbeiter beisammen, sodass auch die untere Gruppe aufmachen konnte. Als mit Werner der erste pflegebedürftige Behinderte da war, war der Bann gebrochen. Womöglich hat sich die Hartnäckigkeit von Werners Vater bezahlt gemacht.

Die Messdiener

Schon Mitte der 1970er Jahre wurde in Röderhof Ökumene gelebt, es wurden sowohl katholische als auch evangelische Kinder aufgenommen. Es gab aber ein Problem: Alle Kinder, die mental und motorisch in der Lage waren, Messdiener zu sein, waren anfangs evangelisch. Darum wurde die Möglichkeit einer schnellen Konfirmation durchgesetzt, damit auch diese an der Kommunion teilnehmen konnten. Das ging ruckzuck. Röderhof war schon früh, aufbauend auf Taizé, eine Art Keimzelle und ökumenische Oase – auch für die evangelischen Mitarbeiter. Heute ist Ökumene kein Thema mehr, die Religionszugehörigkeit spielt in Einrichtungen wie der Heimstatt Röderhof, außer vielleicht in Führungspositionen, kaum noch eine Rolle. Damals aber war das noch ein echtes Gesprächsthema – und Röderhof ein Vorreiter.